



MICHÈLE  
HALBERSTADT

*meine  
amerikanische  
Freundin*

Roman

ullstein 

**LESEPROBE**

*Für meinen Sohn Arthur*

*If the sky above you  
Grows dark and full of clouds  
And that old north wind begins to blow  
Keep your head together  
And call my name out loud  
Soon, you'll hear me knocking at your door.*

*Carole King, You've got a friend*

 Ich brauchte dringend Honigpastillen. Ich hatte ein Kratzen im Hals, eine verstopfte Nase, eine beginnende Angina. Es war zehn Uhr abends und die Apotheke kurz vor Ladenschluss, aber ich raffte mich tapfer auf. In der Ferne auf den Champs-Élysées bewegten sich Kräne hin und her, dort wurden gerade die Weihnachtsdekorationen angebracht und die Platanen mit weißem Tüll in überdimensionale Bonbons verwandelt.

Ich wollte die Erkältung ausschwitzen, also nahm ich bei meiner Rückkehr die Treppe in den sechsten Stock. Als ich die Tür aufstieß, kam Vincent mit einem unglücklichen Gesichtsausdruck auf mich zu, den ich noch nie an ihm gesehen hatte. Niedergeschlagen oder deprimiert, das kannte ich an ihm. Aber diesmal war es anders. Es ging nicht um ihn, er schien meinerwegen so betrübt, wie ein Arzt, der eine schlechte Nachricht überbringen muss.

Seltsam, dass du mir sofort in den Sinn kamst. Panisch sprach ich es laut aus. Es war schon keine Frage mehr, sondern eine Feststellung: »Molly.«

Er nickte, traurig und wie in Zeitlupe. »Sie liegt im Koma.«

Abwehrend streckte ich beide Hände aus. Ich wollte keine Erklärungen. Ich wollte nichts hören, nichts verstehen, nicht darüber reden. Ich öffnete die Tür zum Schlafzimmer. Und zog sie sorgfältig hinter mir zu.

Allein. Ich musste allein sein, um mich dem Lärm zu stellen, der in meinem Kopf hämmerte. Es war, als hätten sich tausend Menschen an mein Gehirn angeschlossen, brächten dort alle Daten durcheinander und hinderen mich am Nachdenken.

Ich machte kein Licht und setzte mich in den Sessel. Eine der Tasten am Telefon blinkte rot, und mein Herz schlug im gleichen Rhythmus wie das Lämpchen, das unbeirrbar und störrisch vor sich hin blinkte, wie eine Sirene ohne Ton. Obwohl mir eigentlich heiß war, fröstelte ich plötzlich. Ich hatte Angst.

Bilder von dir zogen vor meinem inneren Auge vorbei. Du in deiner Küche, wie du mit geschlossenen Augen Tina Turner singst und dazu tanzt. Wie du in einem Laden an der Gare de Lyon sämtliche Sonnenbrillen anprobierst und keine kaufst. Du als Blondine verkleidet auf einer Kostümparty. Wie du letzte Woche in London auf der Straße ein Hotdog verschlingst. Auf dem Flughafen vor fünf Tagen, wie du eine Stange Zigaretten kaufst. Wie du einen viel zu schweren Koffer hinter dir

herziehst, weil du ihn nicht aufgeben wolltest. Dein Veilchenparfum, als du mir zum Abschied einen Kuss gabst. Dein Lächeln, als du dich umgedreht und gerufen hast: »Gute Reise!« Deine raue Stimme. Spöttisch. Unnachahmlich.

Ich hatte nicht gewusst, dass ich so viele Tränen weinen konnte.

*M*olly, ich muss mit dir reden. Auch wenn du mich nicht hörst. Die ungesagten Worte zwischen uns ersticken mich sonst. Also schreibe ich dir. Nicht um festzuhalten, was ich so mache, sondern um dir zu erzählen, was passiert, während du auf unbestimmte Zeit fort bist. Weil ich später verstehen will, wie unterschiedlich wir beide das erlebt haben. Ich werde versuchen, die passenden Worte zu finden.

Ich werde sie nicht zu Papier bringen, wie man so sagt. Der Ausdruck ist zu sanft. Ich hämmere die Wörter in die Tasten. Meine Zeigefinger fliegen wild über die Computertastatur. Ich tippe so, wie ich bin: dilettantisch, zu schnell und oft neben die richtige Taste. Überstürzt, ungenau, amateurhaft – alles Eigenschaften, die ich furchtbar an mir finde. Das Gegenteil von dir, du bist immer bedacht, organisiert. Du tippst wie eine Stenografin, mit dem entsprechenden Tempo, die Kippe im

Mundwinkel, entspannt, ohne jemals auf die lässig über die Tastatur tanzenden zehn Finger zu schauen.

Mir hast du nie geschrieben. Du rufst mich lieber an.

Bei dir in New York ist es vierzehn Uhr. Du hast gerade einen Bagel mit Lachs an deinem Schreibtisch verschlungen und machst dich bereit, die zweite Schachtel Mentholzigaretten des Tages anzubrechen. Du hast meine Nummer gewählt, und nach ein paar Minuten höre ich, wie du das Cellophan aufreißt und dir eine Zigarette zwischen die Lippen steckst. Während du genüsslich den ersten Zug inhalierst, verzerrt sich deine Stimme.

Dann weiß ich, dass du dich jetzt auf das konzentrieren kannst, was ich dir erzähle. Oder aber du redest zuerst, wirst los, was du auf dem Herzen hast, und greifst dann zum Feuerzeug.

Du hast immer gesagt, du würdest mit dem Rauchen aufhören, sobald du ein Kind bekämst, nur eine Schwangerschaft könnte dich auf deine drei Schachteln am Tag verzichten lassen.

Du hast nicht daran gedacht, dass man auch durch eine Krankheit abstinent werden kann.

Auf der Intensivstation gibt es keinen Raucherbereich.

✱

Wenn man das Wort Koma nur ganz leicht abändert, wird etwas anderes daraus, ein Komma. Eine Pause zwischen zwei Wörtern. In deinem Fall zwischen zwei Rei-

chen: dem Schlaf und dem Wachsein. Ruh dich aus, Molly, solange du willst. Wenn du nur wieder aufwachst.

Wenn du wüsstest, wie wütend ich auf dich bin! Wie oft habe ich dir in den letzten zehn Jahren gesagt, dass du zu einem Spezialisten gehen sollst, anstatt den Kopf in den Sand zu stecken! Du fandst das nur lustig. Einmal hast du mir eine Plastikflasche mit Sand vom Strand von Bahia mitgebracht, auf die du mit blauem Filzstift geschrieben hattest: »Bitte aufmachen, hier drin steckt mein Kopf!«

Auf dem Planeten Komma gibt es keinen Sand. Von dort sollst du nur dein Bewusstsein wieder mitbringen.

✱

Es ist merkwürdig, was für Geschichten man sich ausdenkt, damit man sich nicht mit der Wirklichkeit auseinandersetzen muss. Ein langes Wochenende, und ich konnte dich nicht erreichen. Ich spürte, dass irgendwas nicht normal war, sagte mir aber: »Wir sind gerade erst aus London zurückgekommen, die Müdigkeit, die Zeitverschiebung, sie ist bestimmt mit Arbeit überhäuft.« Als hätte dich das jemals davon abgehalten, anzurufen, eine Nachricht zu hinterlassen, auf meine zu antworten. Der Montag war ein Feiertag in den USA, und ich dachte mir, du wärst vielleicht verreist. Als würdest gerade du dir Hals über Kopf freinehmen, wo du es doch hasst, zu improvisieren.

Ich versuchte, deine Geschäftspartner zu erreichen.

Ohne Erfolg. Die Sekretärin hatte den Anrufbeantworter an, niemand rief mich zurück. Und Tom kenne ich nicht, er ist erst seit ein paar Monaten dein Assistent. Ich habe mich nicht getraut, ihn zu behelligen.

An dem Tag, an dem du das Bewusstsein verlorst, hörte ich morgens dein Horoskop im Radio: »Stiere brauchen heute besonders viel Zuwendung von ihren Angehörigen.« Dummerweise hatte ich das als gutes Omen aufgefasst.

Es ist Samstagnachmittag, und das Wetter ist scheußlich. Umso besser. Das passt zu meiner Stimmung. Vorhin bin ich in der Küche in Tränen ausgebrochen. Im Radio lief ein alter französischer Hit, »C'est la fête«, ein so überschwängliches und fröhliches Lied, dass es mich voll erwischte. Ein Gefühl von ganz weit weg überkam mich, aus den Tiefen meiner Erinnerung, und ging direkt ins Herz. Ich hatte gerade Tee aufgegossen und stand am Fenster. Da riss mir dieses Lied den Boden unter den Füßen weg.

Ich musste mich setzen, und die Kinder warfen sich mir erschrocken in die Arme. Sie hatten mich noch nie weinen sehen. Wie soll ich ihnen das erklären?

Clara holt schnell das Riesenkänguru, das du ihr geschenkt hast. Es ist ihr Lieblingskuscheltier. So groß, dass sie fast dahinter verschwindet. Benôit findet es doof, dass er nicht weiß, über wen wir sprechen, also zeige ich

ihm ein Foto von dir, auf dem du deinen Strohhut festhältst, der vermutlich im nächsten Moment davongeflogen ist. Du stehst in einem Garten, die Sonne scheint, und du redest mit jemandem, den man nicht sehen kann, vielleicht mit dem, der das Foto macht. Es ist ihm gelungen, deine Schnute zu verewigen, die du immer ziehst, bevor du lächelst. Benoît sieht sich das Bild genau an. Er sagt, dass du hübsch seist, und fügt hinzu: »Sie sieht so nett aus, warum musst du wegen ihr weinen?« Ich erkläre ihm, dass du in einem Bett im Krankenhaus liegst, dass ich nicht genau weiß, weshalb, und dass du so tief und fest schläfst, dass du nicht hörst, wenn man mit dir spricht. Clara sieht mich eindringlich an, als würde sie ahnen, was ich alles für mich behalte. Benoît lächelt, für ihn ist es ganz eindeutig: »Sie wartet darauf, dass der Märchenprinz kommt und sie wachküsst!« Ich entgegne, dass es in der Wirklichkeit manchmal nicht so leicht ist, eine Prinzessin aufzuwecken. Er zuckt mit den Schultern. »Dann musst du ihr eben deinen Wecker leihen.«

Wenn er doch nur recht hätte! Ich würde dafür sorgen, dass sämtliche Alarmglocken in Manhattan läuten, wenn sie dich zurückholen könnten. Auch die Feuerwehresirene, die in Paris jeden ersten Mittwoch im Monat um Punkt zwölf Uhr mittags ertönt. Als ich klein war, war ich davon überzeugt, dass sich dahinter eine geheime Botschaft verbirgt. So viel Lärm konnte doch nicht nur Tag und Uhrzeit verkünden. Es war eine verschlüsselte Botschaft, dafür hätte ich meine Hand ins

Feuer gelegt. Vielleicht war sie das Zeichen für den Anfang vom Ende der Welt. Warum kümmerte das niemanden? Ich hatte solche Angst, dass ich mir jedes Mal auf die Lippe biss, bis sie blutete. Dann hörte der Alarm wie durch ein Wunder auf, und ich lauerte darauf, dass es jeden Moment dunkel werden würde ...

In New York wetteifern die Sirenen der Polizeistreifen ständig mit denen der Krankenwagen. Einer davon muss dich ins Krankenhaus gefahren haben. Aber die Sirene hast du nicht gehört. Du warst schon von der Welt abgeschnitten. Gelandet auf dem Planeten Komma. In dieser unbekannten Welt, die niemand betreten will und die du jetzt ganz allein erkunden musst.

Mir gefällt die Vorstellung besser, dass du beruflich irgendwo in der weiten Welt unterwegs bist, um eine Reportage vorzubereiten, und es kaum erwarten kannst, mir bei deiner Rückkehr von deinen Erlebnissen zu berichten. Gibt es da, wo du dich gerade aufhältst, Klänge oder Farben? Überwältigende Landschaften? Ist es eine karge Wüste? Ein Schwindelgefühl, ein schwarzes Loch? Eine harte Nacht? Ein langer Albtraum? Du leidest nicht. Das versichern die Ärzte. Aber wer kann sich da schon sicher sein? Woher soll man wissen, was du fühlst?



u musst dich jetzt dem Schlimmsten stellen, meine liebe Molly, dabei warst du dafür doch gar nicht gewappnet, nicht wahr? Du als Großstadtkind, das bei dem kleinsten Geräusch zusammenzuckt, das hysterisch wird, wenn ein Insekt zu nahe kommt, und das auf einen Stuhl klettert, wenn es eine Maus sieht. Du mit deiner Angst im Dunkeln, vor dem Nichts, vorm Fliegen, vor Brücken und vor Fahrstühlen. Du, die vor Gymnastik, Joggen, Sport, jeglicher körperlicher Betätigung flieht. Du, die Amerikanerin, die bis obenhin mit Vitaminen vollgestopft ist und sich nie angewöhnt hat, vernünftig zu essen, die nur auf Tiefkühlkost schwört und Jogurt noch einen Monat nach dem Haltbarkeitsdatum isst. Du, die exzessive Sonnenanbeterin, die nie sicher ist, ob sie gegen Tetanus geimpft ist, die Aspirin lutscht wie Pfefferminzbonbons und die Cheesecake und Schokolmilchshakes in rauen Mengen zu sich nimmt. Die sich

mit Cappuccino und Cola Light aufputscht, die wie ein Bierkutscher flucht und wie ein Kerl auf zwei Fingern pfeift. Und doch bist du die romantischste Frau, die ich jemals kennengelernt habe. Mein unverbesserliches Gegenteil. Ich fand es schon immer wunderbar, wie unvernünftig du bist. Es ist hart, dass ausgerechnet du das nun durchmachen musst, dieses teuflische Kopf-oder-Zahl-Spiel. In der Zeit stehengeblieben drehst du dich um dich selbst wie eine Münze, die vom Schicksal in die Luft geworfen wurde. Man weiß nicht, auf welcher Seite sie landen wird, ja nicht einmal, ob sie überhaupt eines Tages landet. Ich stelle mir vor, wie du auf dieser Münze sitzt, wie ein Pin-up-Girl aus einem Comic im Sattel auf einer Atombombe, die Haare im Wind, ein verführerisches Lächeln auf den Lippen, völlig unberührt vom Countdown, der das Ende ankündigt. Ticktack, Ticktack ...

»Come with me let's get together in my comic strip  
Let's talk in bubbles, let's go BANG and ZIP  
Forget your troubles and go  
SHEBAM! POW! BLOP! WIZZ! ...«

Ich weiß, es ist lächerlich, aber ich stelle mir dich immer noch lieber mit Bardots Stimme aus Gainsbourgs Chanson vor, mit vorgestreckter Brust, halbgeöffnetem Mund, verführerisch und schelmisch, als dass ich daran denke, wie du stumm daliegst, mit Schläuchen an eine Maschine angeschlossen.

✱

Weißt du, was ich gerade gemacht habe, als du vor deinem Bürofenster im achtzehnten Stock auf der Madison Avenue gestürzt bist? Ich war Schuhe kaufen. Du hast ja achtundfünfzig Paare. Das ist zumindest die offizielle Anzahl, nachdem wir sie vor vier Monaten gemeinsam durchgezählt haben. Seitdem gab es bestimmt Schlussverkäufe und Angebote, denen du nicht widerstehen konntest. Und dabei hast du nicht einmal die Sandalen, Flipflops, Espadrilles und anderen offenen Schuhe gelten lassen. »Das sind Schuhe für den Strandurlaub, die zählen nicht.« Aber wenn ich sie mitzählen würde, dann kämen wir schon fast auf an die hundert, meinst du nicht?

Hundert Paar Schuhe. Du hast immer gesagt, ich wüsste ihre Schönheit nicht zu schätzen, weil ich ein *shoe killer* sei. Das stimmt, jedes Paar Schuhe, das ich kaufe, verwandelt sich innerhalb einer Woche in ein hässliches, formloses Ding. Aber was ist mit deinen, was wird jetzt aus denen? Hat jemand daran gedacht, den Schrank zu lüften, in dem du sie nach Höhe und Art ordnest? Verkümmern Schuhe, wenn ihr Besitzer sie verlässt? Vielleicht wandelte Benoïts Märchenprinz deswegen mit Aschenputtels Schuh durch das gesamte Königreich. Weil er spürte, dass der Schuh ohne seine treue zweite Hälfte einsam und verloren und todtraurig war.

Wäre ich in New York, ich würde mich um deine Schuhe kümmern. Ich würde sie nicht anziehen, meine Füße sind zwei Nummern größer als deine, aber ich

würde sie in Seidenpapier wickeln, wie du es im Hotel immer getan hast. Wegen deiner vielen Schuhe hattest du immer einen Koffer mehr dabei als ich.

Du bist die Meisterin des Gepäcks. Immer der letzte Schrei was Rollen und Beschichtung angeht, immer auf der Suche nach dem besten Größen-Platz-Verhältnis. Aber egal, mit welchen Koffern du unterwegs bist, du hast auch die ganz persönliche Gabe, sie zu verschandeln, indem du sie mit deinen fürchterlichen pinkfarbenen, herzförmigen Etiketten ausstaffierst, der Gipfel des schlechten Geschmacks. Du hast mir nie verraten, wo du diese Abscheulichkeiten herhattest. Ich habe auch nie danach gesucht. Ehrlich gesagt, Molly, habe ich mich vor allem so gern über deine pinken Etiketten lustig gemacht, damit du mit breitem amerikanischen Akzent deine Lieblingswendung auf Französisch sagst: »Tu me casses les pieds.« Du nervst.

\*

Vielleicht warst du erschöpft von deinem bevorstehenden Umzug. Du hast dich so darauf gefreut, in eine andere Gegend zu ziehen, in ein schöneres Gebäude mit Balkon und einem Pförtner in Uniform. Auf unserer letzten Shoppingtour suchten wir nach einem ausziehbaren Tisch für deine Terrasse mit Blick auf den Hudson. Du hattest so einen Spaß daran, dir auszumalen, wie du zum Essen einladen würdest. Ich wollte dir einen Heizpilz schenken, der aussieht wie eine Stehlampe, damit

man draußen essen kann. Im Frühjahr wolltest du eine Einweihungsparty geben.

Seit drei Monaten sprachst du von nichts anderem mehr, auch wenn dir davor graute, alles ordnen zu müssen. Das Leben in Kisten zu verpacken. Alles Revue passieren zu lassen. Erinnerungsstücke auszusortieren. Das kann einen krank machen. Umziehen bedeutet, jeden Gegenstand seine Geschichte erzählen zu lassen. Erbstücke, Impulskäufe, Geschenke von Liebhabern, Freunden, ehemaligen Verehrern. Auf einen Schlag kommt alles zurück. Die Gerüche der Kindheit. Bestimmte Landschaften. Vergangene Wohnorte. Gefühle, die einen überwältigen. Tränen, Gelächter. Die Tonspur vergangener Lebensabschnitte. Erinnerungen, die uns die Gegenwart neu bewerten lassen und ein nicht immer positives Licht auf die Zukunft werfen. Was hat man dazugewonnen, was verloren, seitdem diese Gegenstände, Kleidungsstücke, Bilder, Bücher und Lieder in unser Leben getreten sind? Wie viele Gelegenheiten gab es zum Glücklichein, und wie oft war man wirklich glücklich, wie oft nur beinahe? Das alles daran gemessen, wie viel Zeit vergangen und wie alt man geworden ist. Grund genug, in Melancholie zu verfallen.

Zumindest gilt das für mich. Du kultivierst ja deine Andenken regelrecht. Überall in deiner Zweizimmerwohnung, an den Wänden, den Möbeln, selbst an der Badezimmertür und am Kühlschrank hast du Fotos aufgehängt. Die von deiner Familie und deinen Freunden sind in einem wilden Durcheinander arrangiert, das nur

für dich Sinn ergibt. Aber es gibt auch gerahmte Bilder, die jedem Besucher sofort ins Auge fallen, Bilder der Menschen, mit denen du seit zwanzig Jahren zusammenarbeitest. Dass es sich um Promis handelt, stört dich nicht. Im Gegenteil.

Das war eine Quelle unzähliger Diskussionen zwischen uns. »Ausnahmsweise«, sagtest du lachend, »ist mal die Französin die Spießigere von uns beiden!« Vermutlich. Nicht dass diese Zurschaustellung mir unangenehm wäre. Obwohl, das auch. Man präsentiert sein Leben nicht so, man prahlt nicht so damit, dass man regelmäßig mit Stars zu tun hat. Unser Beruf geht schließlich nur uns selbst etwas an. Du bist auf jedem Abzug zu sehen, wie ein Teenie-Mädchen, das den Augenblick unbedingt mit einem Selfie festhalten muss. Wozu? Und für wen? Für dich? Du hast den Augenblick doch erlebt, er ist in dein Gedächtnis eingeschrieben. Was musst du mit diesen Fotos beweisen? Du hast gesagt, dass dein eigentlicher Beruf Fan sei, dass du immer in der Filmbranche arbeiten wolltest, um professioneller Groupie zu werden. Irgendwann hast du mir anvertraut, dass du für ein Autogramm von Tina Turner einmal zehn Stunden lang im Regen standst. Du hast offen zugegeben, dass dir dein täglicher Umgang mit Stars immer noch zu Kopf steigt. Die Klatschpresse liest du mit Genuss.

Als bei einer Oscar-Verleihung ein Foto geschossen wurde, auf dem man dich untergehakt bei Almodóvar sieht, hast du dir gleich ein Dutzend Exemplare der Zeit-

schrift besorgt. Dabei konnte man nicht mal dein Gesicht erkennen ...

Du wolltest nicht einsehen, dass diese Zurschaustellung bei dir zu Hause etwas Seltsames, Unreifes hatte. Du lachtest mich aus, weil ich die Dinge nicht lockerer nehmen konnte. Deine Freude über die Aufnahmen fandst du nicht so merkwürdig wie meine pikirierte Reaktion darauf. Ich nannte dich Miss Desmond, wie Gloria Swanson in *Sunset Boulevard*, wo sie eine Schauspielerin verkörpert, die darunter leidet, dass sie kein vergötterter Stummfilmstar mehr ist.

Jetzt ärgere ich mich darüber, dass ich mich so oft über dich lustig gemacht habe. Vielleicht hast du tief in dir drinnen in diesen Fotos den Beweis für deinen Erfolg gesehen? Weil die Arbeit dir alles bedeutete? Ich denke an deine verlassene Wohnung, an deine Fotos, dein strahlendes Lächeln auf jedem einzelnen davon. All die Spuren deines schillernden Lebens. Der Gedanke daran zerreißt mir das Herz.

Seit acht Tagen bist du jetzt in einem Einzelzimmer, Molly. Ist das ein gutes Zeichen? Nach über einem Monat räumen sie mittlerweile ein, dass das Koma wohl eine längere Angelegenheit sein wird.

Ich weiß, dass die Krankenschwestern dich jeden Morgen massieren. Spürst du das überhaupt? Oder schwebst du womöglich über deinem Körper? Siehst du ihnen erstaunt dabei zu? Oder neugierig? Gleichgültig?

Du bist immer noch an die Apparate angeschlossen: auf der einen Seite an die für die Beatmung und die künstliche Ernährung, auf der anderen an die, die deinen Zustand überwachen. Man darf sich dir nicht nähern, ohne vorher einen Raumfahreranzug übergezogen zu haben: einen hellblauen, kunststoffbeschichteten Overall, auch über die Schuhe. Anscheinend gibt es in deinem Zimmer nur medizinische Geräte. Keine Blumen, keine Bilder, keine Briefe, keine Kerzen, keinerlei Schnick-

schnack. Du kannst dir ja vorstellen, dass ich alles versucht habe.

\*

Um dich herum organisieren sich alle. Du würdest dich darüber freuen, wie sich deine Freundinnen absprechen. Ich weiß nicht, ob dir klar war, wie eifersüchtig wir immer aufeinander waren. Du hast dein Netz um die ganze Welt gespannt. Eine Freundin in Rom, eine in Berlin, eine dritte in London und mich in Paris. Jede einzelne fest davon überzeugt, dir am nächsten zu stehen. Und auf ihre Art und Weise hatte jede recht. Als hättest du deine Persönlichkeit in vier gleichwertige Teile geteilt.

Die Berlinerin war deine Ersatzmutter. Bei ihr hast du dich geborgen gefühlt. Du wusstest, dass sie dir zuhören würde, ohne je zu urteilen. Die Londonerin war dein neurotischer Zwilling, du warst Kopf, sie war Zahl. Sie war für die Bulimie zuständig, du für die Diät. Eure Komplexe waren die gleichen. Die Italienerin war deine exotische Cousine, diejenige, die man neidlos bewundert, weil sie sich so sehr von einem selbst unterscheidet, dass man ihr nicht übelnehmen kann, wie schön, begabt und gebildet sie ist. Für dich als in Brooklyn geborene Amerikanerin verkörperte sie die europäische Kultur in ihrer erlesensten Form.

Und wo stehe ich in dem Ganzen? Ich kam als Letzte dazu. Uns verbanden unser Beruf, unser Alter, der jüdisch-ashkenasische Hintergrund, unser Sinn für Humor und der Anfangsbuchstabe unserer Vornamen. Wir

waren jeweils das, was die andere hätte werden können, wären die Karten anders gemischt und verteilt worden. Ja, ich hätte das Mädchen aus Brooklyn sein können, Tochter einer Hausfrau und eines Zahnarztes, deren zwei schlaudere Schwestern Komplexe bei ihr hervorgerufen hätten. Ich hätte mich mit siebzehn vom engstirnigen konventionellen Bürgertum verabschieden können, das so getreu und erdrückend die Grundsätze des Judentums befolgte. Dann wäre ich passionierter Single geworden und würde heute wie du in der Weltgeschichte herumreisen, da ich keine Familie gegründet hätte.

Du hättest in Paris in einer weniger traditionellen, aber genauso erdrückenden Familie aufwachsen können. Du hättest dein Studium ein Stück weiter verfolgt, hättest einen Mann und Kinder und lebstest in Paris, und die Freude daran, beruflich zu reisen, würde dir durch dein schlechtes Gewissen verleidet, die Familie allein zu lassen. Und heute würdest du dich deines anderen Ichs, das nun an ein Krankenhausbett gefesselt ist, beraubt fühlen. Genau wie ich wärst du frustriert, dass du nicht mit diesem anderen Ich reden, es nicht hören kannst. Du würdest in ständiger Sorge leben, in Wartehaltung, mit nutzlosen Fragen im Kopf. Du verbrächtest Stunden in medizinischen Online-Foren, weil du verstehen wollen würdest, was passiert ist.

Wahrscheinlich wärst du rationaler, nicht so ungeduldig wie ich. Bestimmt hättest du deine unvermeidliche Pro- und Kontra-Liste erstellt. Du hast immer behaup-

tet, dadurch würdest du die Dinge klarer sehen. Ich fand immer, dass es nichts brachte.

Diesmal, nur für dich, will ich es gern versuchen.

Die Pluspunkte: Du bist im besten Alter, gerade mal vierzig; du bist eine Kämpferin, und ich hoffe, das bleibst du auch, selbst im Koma; du bist fast nie krank, nie müde; du hast immer gesagt, du hättest den Mut der Verzweifelten. Jetzt ist der Moment gekommen, ihn zum Einsatz zu bringen.

Die Minuspunkte: Dein Koma dauert ungewöhnlich lange an, zumindest laut Internet; du ernährst dich schlecht, und dir fehlen wahrscheinlich rote Blutkörperchen, Proteine und viele andere gesunde Dinge. Was noch? Du rauchst natürlich zu viel, aber das scheint mir eher schlecht für die Lungen zu sein als für das Gehirn.

Ich weiß jetzt, was ich an dieser schwarzweißen Art, ein Problem anzugehen, so verabscheue: Es gibt überhaupt keinen Platz für das Irrationale.

Wurdest du unter einem guten Stern geboren, Molly? Wirst du Glück im Unglück haben?

Es bringt nichts, nachzuhaken: Immer noch dürfen nur deine Eltern und deine Schwestern dich besuchen, und das seit anderthalb Monaten. Bestimmt reden sie mit dir über private Dinge. Über gemeinsame Erinnerungen, was sie bedauern, vielleicht über Schuldgefühle. Ich habe sie nie kennengelernt, aber ich stelle mir vor, dass sie so taktvoll und feinfühlig sind wie du. Ich hoffe, dass du nicht so rührseligen Szenen ausgesetzt bist, wie man sie aus amerikanischen Melodramen kennt. Weißt du noch, wie wir beide geschneift haben, als Debra Winger in *Zeit der Zärtlichkeit* an Krebs gestorben ist? Oder als Susan Sarandon auf dem Sterbebett in *Seite an Seite* Julia Roberts verzeiht, dass sie ihr den Ehemann ausgespannt hat? Molly, wenn du da durchkommst, dann bringe ich dir eine DVD-Sammlung aller Filme vorbei, bei denen wir geweint haben, aber momentan habe ich nicht das geringste Bedürfnis, auch nur

einen einzigen davon noch mal anzusehen. Sie enden schließlich nie gut für die, die im Krankenhaus liegt.

Ich frage mich, wie deine Familie das Warten aushält, all die Stunden, die sie an deinem Bett verbringt, an deiner Seite, so nah und doch unerreichbar.

Du hast immer gesagt, dass du weit weg von deinen Eltern leben müsstest, damit du sie besser lieben kannst. In ihrer Nähe würdest du immer wieder zu ihrer kleinen Tochter. Da konnte ich dir noch so oft erklären, dass jeder Erwachsene für immer das Kind seiner Eltern bleibt, du warst nicht zu überzeugen.

Du warst empört, als deine Eltern dir bei ihrer Feier zu ihrem fünfzigsten Hochzeitstag vor ein paar Monaten eine Moralpredigt hielten, weil du ihnen ein zu teures Geschenk gemacht hättest. »Sie haben schon immer davon geträumt, in Kenia auf Safari zu gehen, aber wenn ich es ihnen dann schenke, denken sie nur noch daran, wie viel ich dafür ausgegeben habe. Sie sollten sich freuen, dass ich mir das leisten kann, anstatt zu überwachen, was ich mit meinem Geld mache! In meiner Familie macht man sich immer Sorgen, anstatt sich zu freuen.« Ich erzählte dir, dass es bei meiner Familie genauso abläuft und dass es Holocaustüberlebenden offenbar schwerfällt, Leichtigkeit in ihrem Leben zuzulassen, aber du wolltest dich nicht beruhigen.

Deine Eltern hatten ihre Reise für den kommenden Januar angesetzt. Ach, Molly, verdammt, ich glaube nicht, dass sie fahren werden.

\*

Dein Arzt hat deiner Familie vorgeschlagen, dass sie eine Standleitung für dich einrichten. Es gibt also ab jetzt eine Telefonnummer, die alle deine Freunde kennen. Sie ist an einen Anrufbeantworter angeschlossen, der einen dazu auffordert, eine Nachricht für dich zu hinterlassen. In regelmäßigen Abständen wird das Band dann in deinem Zimmer abgespielt in der Hoffnung, dass du die Stimmen erkennst und sie dir dabei helfen, wieder an die Oberfläche zu kommen, von dort zurückzukehren, wohin sich dein Bewusstsein verirrt hat.

Was für eine schöne Idee, im ersten Moment war ich ganz begeistert davon. Endlich mit dir reden! Nach acht Wochen Schweigen, was für eine Erleichterung!

Mit der Umsetzung sieht es da schon anders aus. Ich habe mehrmals wieder aufgelegt, ohne eine Nachricht zu hinterlassen. Ich kann ja nicht mit brüchiger Stimme sprechen, mich von Emotionen hinreißen lassen, von Wut, von Kummer. Aber so tun, als wäre alles bestens? Was soll ich dir erzählen, außer von irgendwelchen Banalitäten? »Ich bin es, du fehlst mir, ich denke an dich, wenn du wüsstest, wie gern ich dich besuchen und in den Arm nehmen würde, gut, na dann, Kuss und bis bald, meine Süße, ich hab dich lieb, pass auf dich auf.« Erbärmlich.

Ich kann dir auch nichts auf Band sprechen, was dir Angst machen würde. Es geht einfach nur darum, dich lieb zu grüßen und zu hoffen, dass irgendwo in einem Winkel deines Gehirns etwas schlummert, das mit diesen Stimmen und den dazugehörigen Personen verbun-

den ist, und dass die Erinnerung daran wieder hochkommt oder dich zumindest kitzelt, denn wer weiß schon, wie es mit deinem Gedächtnis aussieht, mit deinem Gehirn? Wie soll man diese Falltür anheben, dieses bleierne Gewicht, das dich in diesen irrsinnigen Schlaf drückt? Können unsere Stimmen auch so ein Wunder bewirken wie der Kuss von Benoît's Märchenprinz? Gibt es eine geheime Formel, die dein Koma durchbrechen, den Zauber lösen kann, Molly?